

**»...vielleicht auch ohne tiefen Sinn«
Christian Morgensterns komische und ernste Dichtung neu gelesen**

1913 ist ein Jahr voll überspannter Produktivität: Leidenschaftlich wird aufgebeht gegen die Konventionen der Zeit und der Gesellschaft. Drogen, Alkohol und seelische Erschöpfung gehören zu den Begleitumständen. Söhne lehnen sich gegen Väter auf. Franz Kafka ist einer ihrer prominentesten Vertreter. An einen Weltkrieg denkt niemand; und wer daran denkt, hält im Europa jener Tage Krieg für ausgeschlossen. Tatsächlich wird ein Friedenskongress für 1915 geplant.

Weit über das Jahr hinaus plant auch er: Dramen und Romane will er schreiben. Anfang vierzig ist er. Sein Haar ist dünn geworden. Der Bart macht ihn älter als er eigentlich ist. Die Augen liegen tief und haben einen wehmütigen Zug. Immer wieder hat ein Lungenleiden ihn in stille Sanatorien verbannt. Der Patient: Christian Morgenstern. Auch er hatte mit seinem Vater gebrochen. Vater Carl Morgenstern scheiterte damit, aus dem Sohn einen Offizier zu machen. Aber das ist schon lang her im September 1913, dem Vorabend der Europa-Katastrophe. Es ist Morgensterns letztes Lebensjahr. Seine Zeitanalysen und Beobachtungen, seine Sehnsucht und seine in die Mystik gehende Suche malen ein Bild dieses Augenblicks der Geistesgeschichte. Sein Leben endete noch bevor deutsche Soldaten mit Blumen am Revers Richtung Verdun und Mons aufbrachen.

Unvorstellbar, dass die Dichterseele, die »für das Kind im Manne« ulkte, diesen Krieg unbeschadet überstanden hätte. Vielen mutet Christian Morgensterns Lyrik grotesk und aphoristisch an. Welchen Sinn fand Morgenstern im Unsinn? Welchen Ort fand er in seiner Zeit? Und an welchen Orten und Quellen sucht er seinen Gott?

Es ist wohl gerade in unserer aufgeregten Epoche mehr denn je nötig, den Blick aus den Tagesaffären hochzuheben und ihn von der Tageszeitung weg auf jene Zeitung zu richten, deren Buchstaben die Sterne sind, deren Inhalt die Liebe und deren Verfasser Gott ist.

Er ist gerade neun Jahre alt, da stirbt Christians Mutter. Ihre Augenform hat der einzige Sohn geerbt. Der Vater weiß nicht viel mit dem Kind anzufangen und schickt ihn ins Internat. Dort sieht sich der empfindsame Schüler mit Rotten von Schuljungen konfrontiert. Bald sollten das Dichten und Philosophieren gegen die unbarmherzig geistlose Welt der Schülerzeit helfen. Vom Kirchenchristentum bleibt Christian befremdet. Den Ausdruck »lieber Gott« findet der Schüler lachhaft. Damit wusste er sich in guter Gesellschaft. Auch Nietzsche hatte über den »lieben« Gott gespottet. Sei es doch lächerlich, etwas so von Gewaltigkeit und Fürchterlichkeit Besetztes mit dem vertraulichen Wörtlein »lieb« zu verbinden.

Mag man mich schelten, wie man will; in Kirchen werde ich nicht gehen, aber wenn ich einsam wandere in der schönen erhabenen Natur, dann will ich stehen bleiben, oder ins weiche Gras mich niederlassen, und will zu den Sternen emporsehen und mein Geist wird alles bevölkern mit lieben Gestalten, mit Hoffnungen,

Träumen – das wird mein Gebet sein zum ewigen Gott, dessen Wehen ich spüre in meiner Brust.

War mehr bei Christian Morgenstern als ein poetisch-religiöses Gefühl? Prediger wollte er werden, trotz aller Kirchenkritik. Sein enger Freund, der spätere Schauspieler Friedrich Kayßler, rät ihm von solchen Plänen ab:

Die Kanzel ist nicht dein Ort, komm in hundert Jahren wieder.

Der Wunsch Pfarrer zu werden – vielleicht war Morgenstern damit noch ganz im Bann der Herzlichkeit, die er in einem Pfarrhaus erfahren hatte. Besonders die Tochter dieses Pfarrhaushaltes hatte es dem Dichter angetan. Liebevoll schreibt Morgenstern über die dortige Atmosphäre.

Die Menschen hier haben mich so gern. Sie sind so natürlich und gut zu mir, dass ich es gar nicht sagen kann.

Den Kontrast bilden viele andere Zeitgenossen. Blasiert und leidenschaftslos scheint ihm alles um sich herum. Dass die politischen Verhältnisse, gerade war das Deutsche Reich gegründet, für manchen abstoßender als je zuvor wurden, beunruhigte den Studenten. Morgensterns Lyrik wird mahndend:

Hüte dich, Deutschland vor dem schleichenden Gift der Selbstgefälligkeit! Du schlichtes Volk von einst, wie steht dir schlecht, der prahlerische Zug! Ward es dir leid, des Schweigens schweres Gold, dass du des Redens Silber nun so eifrig prägst? Hast du so viel geträumt im Dämmer und gedacht, dass du im hellen Licht des Tages nun ein Schwätzer wirst?

Doch wer will dies schon gern hören? Den Bürgern seines Landes schreibt er ins Stammbuch:

Ich kann's, ich kann's nicht mehr ertragen,
dies artige geleckte Sagen,
dies kluge Reden, süße Blicken –
dies Lachen, Rufen, Köpfenicken.
Dies Wörter- und Gedankenschniegeln,
dies eitle sich-im-Nachbarn-Spiegeln,
dies ganze falsche hohle Treiben –
Nein, lasst uns bei uns selber bleiben.

Ein Jahrhundert später noch aktuell: Lasst uns bei uns selber bleiben! In diesem Geiste wollte Morgenstern sein Projekt angehen. Voller Leidenschaft für Sprache und Witz gründete er eine eigene Zeitschrift. Die sollte gegen jenen aufgeblähten Zeitgeist ins Feld geführt werden. Sie trug den seltsam anmutenden Titel »deutscher Geist«. Die Zeitschrift wurde kein Erfolg. Ein Rückschlag! Aber Morgenstern entwickelte eine Art oppositionell-hintersinnigen Ulk gegen all jene Sackgassen, in die er lief, ob als Student, Journalist oder Theaterkritiker. In einem Berliner Dachstübchen fließen ihm diese Zeilen aus dem Stift:

Auf euren ganzen Kleinkram lach ich,
ein Philosoph, aus heitrer Höh.
Die kecksten Exkursionen mach ich
Aus meinem vis-a-vis-de-Dieu.«

Morgenstern im Dachstübchen war allerdings kein Kind von Traurigkeit. Das Berliner Nachtleben um die Jahrhundertwende faszinierte ihn. Es machte ihn atemloser als er ohnehin schon war. Seine schöpferische Seite trieb heitere und ernste Blüten. Zimperlich waren Morgensterns Kritiker nicht im Umgang mit diesen Blüten. Die einen sahen in ihm einen Hofnarren des lieben Gottes und Spaßmacher des Weltgeistes. Andere lasen in seinen Gedichten einen Beleg für die Gehirnmüdigkeit jener Zeit. So gutmütig und brav der Dichter Morgenstern auch sei – er bleibe unverständlich. Was soll es da Kompliziertes zu verstehen geben, fragt man sich bei so sinnig pointierten Tiergedichten wie diesem:

Ein Hase sitzt auf einer Wiese,
des Glaubens, niemand sähe diese.

Doch, im Besitze eines Zeißes,
betrachtet voll gehaltenen Fleißes

vom vis-à-vis gelegnen Berg
ein Mensch den kleinen Löffelzweg.

Ihn aber blickt hinwiederum
ein Gott von fern an, mild und stumm.

Der Gott von ferne, mild und stumm, kommt dem reifer gewordenen Dichter immer näher. Aus dem verborgenen Sinnsucher im Paradoxen wird ein Gottsucher. Manchmal ein erfolgloser Gottsucher. In seiner Kritik an den so genannten Moral-Liberalen schimmert etwas von jener enttäuschten Gottes-Suche durch:

Ihr seid mir kluge, wackre Leute,
nicht Fleisch, nicht Fisch, nicht heiß, nicht kalt,
im Gestern halb und halb im Heute,-
Freigeister ihr, mit Vorbehalt.

Ich bin kein Anarchist, weiß Gott,
weit eher noch Reaktionär;
ein großer König ist mein Gott.
Wenn nur einer zu finden wär.

Alles Denken über Gott kann doch nur ein Versuch bleiben, Gott ins Rationale zu übersetzen, so sinniert Morgenstern in seinem Tagebuch eines Mystikers. Aber von Gott, dem Original, könnte man ohnehin nur durch Gott den Übersetzer wissen. Wo ist also dieser lediglich als übersetzter Gott zu Findende, fragt Christian Morgenstern. Die Antwort gibt er sich selbst mit Hilfe eines Handschuhs. Dieser Handschuh sei ein Bild für den Menschen. Wenn man den Handschuh dagegen umdreht, dann habe man – bildlich gesprochen – Gott, die andere Seite des Menschen also. Allein steht Morgenstern in seiner Zeit nicht mit solchen Metaphern. Etliche geistige Ströme jener Tage bestärken sich immer wieder darin, Gott oder seine Gegenwart habe einen Ort im Menschen. Gott – übersetzt oder nicht – ließe sich in seinen Offenbarungen finden. Er ließe sich festmachen, sowohl am Individuum als auch an ganzen Völkergruppen. Jene Gewissheit, Gott in den Erscheinungen dieser Welt erkennen zu können, starb auf den Feldern und in den Schützengräben des Krieges. Ein Gott, der sich seinen Ort in Menschen sucht, die zu solchen Grausamkeiten fähig sind, kann nur noch die Fratze eines Gottes sein. Wo war der lebendige Gott tatsächlich in den Leidgeschichten der Kriegsjahre? So wird später verzweifelt gefragt werden. Davon aber ahnt Morgenstern nichts.

Der Fokus für Christian Morgenstern verschiebt sich. Mehr und mehr ist es der Christus, der das Interesse des Dichters bindet. Doch der Christus der Evangelien ließ sich poetisch schlecht zum Helden machen. Den biblischen Stoff poetisch neu zu erfinden wagte Morgenstern nicht. Also las er in der Abgeschiedenheit der Sanatorien von Tirol Spinoza und Meister Eckhart. So findet er schließlich eine persönliche Nähe mit dem Christus, wie er ihn interpretierte.

Wenn ich etwas an Christus verstehe, so ist es das: »Und er entwich vor ihnen in die Wüste«.

Selbstrücknahme, losgelöst von den kleinlich-spießigen Auseinandersetzungen, die Morgenstern in der Briefkorrespondenz mit Freunden störten. Die Einsamkeit in Gedanken und an verschiedenen Orten – all das schenkte ihm Raum, seine Religiosität neu auszurichten. So wünscht er für sich selbst:

Immer bewusster sich konzentrieren lernen. Alles Flatternde und Flackernde in mir überwinden. An jeden guten Gedanken, jede gute Empfindung einen Stein hängen, sie verankern. Damit zusammenhängend: sesshaft werden.

Einkehr ist das Sehnsuchtswort. Einkehren um zu sich selbst zu kommen:

Ich bin wie eine Brieftaube, die man vom Urquell der Dinge in ein fernes, fremdes Land getragen und dort freigelassen hat. Ruhelos durchmisst sie das Land. Oft fällt sie zu Boden in ihrer großen Müdigkeit, und man kommt, hebt sie auf, pflegt sie und will sie ans Haus gewöhnen. Aber sobald sie die Flügel nur wieder fühlt, fliegt sie von neuem fort, auf die einzige Fahrt, die ihrer Sehnsucht genügt, die unvermeidliche Suche nach dem Ort ihres Ursprungs.

1908 scheint die ruhelose Brieftauben-Zeit zu enden: Morgenstern lernt Margareta kennen. Aus

Freundschaft wird Zuneigung. Und wenige Monate später gesteht er ihr im Briefwechsel:

Immer wieder wird mir unsere Liebe zur Religion.

Die beiden heiraten und erleben innige Seelenverwandtschaft. Kaum vier gemeinsame Jahre waren den beiden geschenkt, gezeichnet von Krankheit und Existenzsorge. Kraft und Atem fehlten zusehends. In einem seiner letzten Briefe wird eine Bagatellbeobachtung zum Zeichen der Zeit, im Großen wie im Persönlichen:

Gestern brach die Tragstange unseres Kleiderschranks und der ganze Plunder fiel zu Boden – ein Zusammenbruch, eine Katastrophe. Und ich nahm als Bild gerne hin, denn unaufhörlich fühle ich: das Beste für die Besten ist heute der Zusammenbruch, die Katastrophe. Diese Stange, die von drei elenden Schraubchen gehalten sein sollte und in dem modernen Möbel einen schönen Schein mehr vortäuschte – wie gut, dass sie fiel. Lieber, gelt, du errätst schon, was ich meine.

Wenig später wird die Gasmaske patentiert und werden im Reichstag die Kriegsanleihen beschlossen. In Europa wird mobil gemacht. Der kranke Dichter wird davon nichts mehr erfahren. Er schreibt sogar, dass er nur Dankgebete habe – und dann stirbt er – den Blick auf »jene Zeitung« gerichtet, »deren Inhalt die Liebe und deren Verfasser Gott ist«.

Literaturangaben

C. Morgenstern, Ausgewählte Werke II, Kiepenheuer 1985, hg.v. Klaus Schuhmann

C. Morgenstern, Ausgewählte Werke I, Kiepenheuer 1985, hg.v. Klaus Schuhmann

Ernst Kretschmer, Christian Morgenstern. Ein Wanderleben in Text und Bild, Quadriga, 1989, 156

Martin Beheim-Schwarzbach, Christian Morgenstern, rororo, 15. Aufl. 2006.